

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 37.

Montag, 14. Februar

1927.

Die müde Diana.

Ein Volkzeitroman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

(7. Fortsetzung.)

Muschal verließ das Zimmer und kehrte nach wenigen Sekunden mit dem Hausmädchen zurück.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein“, sagte Nehm höflich und liebenswürdig. „Wenn wir auch von der Polizei sind, so sind wir alle doch keine gefährlichen Menschen, wir tun Ihnen nichts.“

„Ich habe auch keine Angst, Herr“, erwiderte das Mädchen leise.

„Gut so, Fräulein, ich muß einige Fragen an Sie stellen, die Sie mir nach bestem Wissen und Gewissen beantworten müssen. Nach bestem Wissen und Gewissen heißt vor allem, die volle, reine Wahrheit erzählen, ja nichts verschweigen und auch nichts hinzufügen, rückhaltlos erzählen, selbst auf die Gefahr hin, jemand belästigen zu müssen. Sie sind wahrscheinlich gezwungen, die Aussagen zu beenden, und die Heiligkeit und Wichtigkeit eines Eides ist Ihnen ja bekannt. Wie heißen Sie?“

„Maria Hermerdinger.“

„Wie alt sind Sie, Fräulein Hermerdinger?“

„23 Jahre.“

„Und wo geboren?“

„In Beersfelden im Odenwald.“

„Wie lange hier in Diensten?“

„So lange Herr Doktor Winter verheiratet ist, achtzehn Monate.“

„Können Sie uns etwas über die Mordtat erzählen?“

Das Mädchen warf einen scheuen Blick nach der Leiche und schüttelte den Kopf. „Ich weiß gar nichts“, sagte es leise. „Als ich kam, muß Herr Doktor Winter schon tot gewesen sein.“

„Waren Sie nicht den ganzen Nachmittag zu Hause?“

„Nein, Frau Doktor Winter schickte mich nach dem Mittagessen, das heißt nachdem ich gewußt hatte, fort.“

„Aus welchem Grund?“

„Ich sollte verschiedene Einkäufe machen.“

„Kaufen Sie täglich um diese Zeit für den Haushalt?“

„Nein, vieles bestellt oder kauft die gnädige Frau selbst, nur ab und zu muß ich in die Stadt.“

„Wann kamen Sie zurück?“

Das Mädchen überlegte einen Augenblick. „Es mag so gegen einhalb sechs Uhr gewesen sein.“

„Wohin gingen Sie nach Ihrer Rückkehr?“

„Zuerst in meine Mansarde, um mich umzuziehen, dann in die Küche.“

„Direkt. Sie waren vorher nicht im Zimmer?“

„Nein.“

„Was taten Sie in der Küche?“

„Nichts. Ich las die Zeitung. Gegen sechs Uhr klingelte es, und dieser Herr“, sie deutete auf Muschal, „kam mit einem zweiten Herrn und fragte nach Herrn Doktor Winter. Ich ging ins Wohnzimmer nebenan, um nachzusehen, und als ich ihn nicht sah, suchte ich hier und fand ihn am Boden liegend. Auf mein Rufen kamen die beiden Herren hinzu und stellten fest, daß Herr Doktor Winter tot sei, erschossen wurde.“

Muschal nickte bei den Aussagen des Mädchens unwillkürlich, gewissermaßen zur Bestätigung. Der Kommissar fuhr in seinem Verhör fort.

„Wußten Sie bei Ihrer Rückkehr aus der Stadt, daß die Herrschaft zu Hause war?“

„Ich vermutete es wenigstens. Der Herr Doktor war die letzte Woche fast den ganzen Nachmittag zu Hause und schrieb an einem Buch über Südamerika.“

„Und wo war heute Frau Doktor Winter?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wissen Sie, wo Frau Doktor momentan ist?“

„Nein.“

„In der Wohnung ist sie nicht?“

„Nein.“

„Ist sie von den Vorfällen hier schon unterrichtet?“

„Das kann ich nicht sagen, wahrscheinlich weiß sie aber noch nichts, denn sie ist in der Zwischenzeit noch nicht zu Hause gewesen.“

„Selt Entdeckung der Mordtat haben Sie die Wohnung nicht verlassen?“

„Nein, ich wartete in der Küche. Der Herr Wachmeister verbot ein Betreten der Zimmer.“

„In der Zeit, die zwischen dem Weggang der beiden Beamten und unserem Erscheinen lag, war niemand hier?“

„Niemand.“

„Auch Frau Doktor Winter nicht?“

„Nein, ich sagte es ja bereits.“

Der Kommissar machte eine kurze Pause. „Haben Sie irgendeinen Verdacht, irgendeine Vermutung, die sich auf das Verbrechen bezieht?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Tja“, sagte der Kommissar. „Auf diese Weise kommen wir nicht gerade schnell zum Ziel. Eine andere Frage. War Herr Doktor Winter das, was man einen netten Herrn nennt, war er freundlich, liebenswürdig oder ernst, zurückhaltend?“

„Er war immer sehr nett. Ich kannte ihn aber so gut wie nicht.“

„Wie so das?“

„Ich trat vor einundeinhalb Jahren hier ein, unmittelbar nach der Heirat. Die Herrschaft war gerade von der Hochzeitsreise zurückgekommen. Herr Doktor Winter fuhr unmittelbar darauf auf einen Monat nach Berlin und reiste dann nach Brasilien. Von dort kam er erst vor vier Wochen zurück. Ich kenne ihn daher kaum.“

„Wie alt war Herr Doktor Winter?“

„So um die Vierzig herum.“

„Und wie alt ist Frau Doktor Winter?“

„Ich weiß es nicht genau, aber mindestens zwanzig Jahre jünger als der Mann.“

„Wissen Sie, ob die Ehe der beiden Gatten eine harmonische war?“

Das Mädchen zuckte die Achseln und schwieg.

„Sie können und müssen hier offen reden, Fräulein Hermerdinger. Ich frage nicht aus privater Neugierde, sondern ich bin hier, um ein Verbrechen aufzuklären, und jede Frage, die ich an Sie richte, wird eben im Interesse der Sache gestellt.“

„Ich kann hierzu nichts sagen, Herr Kommissar“, erklärte das Mädchen. „In den paar Tagen vor der

Abreise nach Berlin sah und hörte ich überhaupt nichts, und in den letzten vier Wochen, also seit Herr Doktor wieder in Frankfurt war, hatte ich zu genauen Beobachtungen auch kaum Gelegenheit."

"Richtig", meinte der Kommissar, ein wenig ungeduldig. "Sie sind aber doch eine kluge, aufgeweckte Person und müssen über einen Haushalt, in dem Sie beinahe einundneinhalb Jahre ständig tätig sind, ein Urteil fällen können. Glauben Sie, daß Herr Doktor Winter mit seiner Frau gut harmonisierte?"

"Aber gewiß. Die beiden verkehrten freundlich und herzlich miteinander, ohne verrückte Verliebtheit, dazu war der Mann vielleicht auch zu alt, aber in aller Harmonie. Nie habe ich etwas von Zank oder Streit gehört und gesehen."

"Lebte Herr Doktor Winter in guten Verhältnissen?"

"Ja, der Haushalt wurde sehr großzügig und gut geführt."

"Wissen Sie etwas über die Vermögensverhältnisse Ihrer Herrschaft?"

"Nein, Genaues natürlich nicht, ich glaube aber, daß Frau Doktor viel Geld in die Ehe gebracht hat."

"Machten die Eheleute ein großes Haus?"

"Gar nicht, Frau Doktor lebte während der Abwesenheit ihres Mannes sehr zurückgezogen, besuchte ab und zu einige Bekannte, wie den alten Sanitätsrat Hildesheimer, eine Familie Wengeroth, die, wenn ich nicht irre, in der Lindenstraße wohnen. Herr Wengeroth ist der bekannte Architekt, der den Glaspalast und das Café Herbigier gebaut hat. Zweimal in der Woche besuchte sie das Theater. Besuche empfing sie hier überhaupt nicht."

"Wurde die Sache anders, als Herr Doktor jetzt von Brasilien zurückkam?"

"Nein, in der ganzen Zeit war abends nur einmal ein alter Studienfreund des Herrn zum Abendessen hier."

"Erinnern Sie sich an den Namen?"

"Ja, es war der Bildhauer Corell, dem jetzt das Malheur mit dem Bild oder der Marmorbüste passiert ist."

Kommissar Nehm wechselte mit Muschal einen kurzen Blick. Luß pukte nach wie vor an seinen Fingernägeln.

"Wissen Sie, Fräulein Hermerdinger, ob Doktor Winter und Professor Corell gute Freunde waren?"

"Ja, der Herr sprach davon. Ich war gerade im Zimmer mit Abräumen des Mittagsgeschirrs beschäftigt, als Herr Doktor seiner Frau erzählte, er habe zufällig festgestellt, daß ein guter, alter Freund hier in Frankfurt wohne. Er wollte ihn einmal abends zum Essen einladen, um ihm seine Frau vorzustellen."

"Was sagte Frau Doktor?"

"Sie war einverstanden und bestimmte gleich den Tag, wenn ich nicht irre, einen Freitag, weil sie am Samstag in die Oper wollte."

"Und Herr Corell kam?"

"Ja."

"Servierten Sie bei Tisch?"

"Ja, gewiß."

"Erinnern Sie sich vielleicht noch, von was gesprochen wurde, wie der Abend überhaupt verlief? Ob es ein angeregter, gemüthlicher Abend war —"

"Ja, natürlich", meinte das Mädchen zögernd und durch die schnell hingeworfenen Fragen ein wenig unsicher gemacht. "Warum sollte es ungemüthlich gewesen sein?"

"Na ja", meinte der Kommissar, "es hätte mich interessiert, etwas über das Verhältnis Corells zu Doktor Winter zu erfahren, auch zu Frau Doktor Winter."

"Darüber weiß ich nicht mehr, als ich bereits sagte. Herr Doktor Winter erwähnte gesprächsweise, daß er Herrn Corell seit vielen Jahren kenne und gut mit ihm befreundet sei. Frau Doktor Winter lernte ihn erst am dem Abend kennen, als er hier zum Essen war."

"Das wissen Sie so genau, daß Sie es auf Ihren Eid nehmen könnten."

"Nein, um Gottes willen. Ich vermute es nur."

"So", sagte der Kommissar und schwieg. "Na schön",

fuhr er fort, "noch eine Frage. Wann hat Herr Professor Corell an jenem Abend das Haus verlassen?"

"Gegen elf Uhr. Ich telephonierte nach einem Auto und öffnete ihm selbst die Haustür."

"War er heiter oder ernst, als er das Haus verließ?"

"Ziemlich ernst, er drückte mir einen Fünfmarschein in die Hand und ging ohne Gruß nach der Straße."

"War sein Benehmen genau so unhöflich, als er kam?"

"Darauf achtete ich nicht, Herr Kommissar. Er hatte keine Veranlassung, zu mir besonders liebenswürdig zu sein, ich bin ja schließlich auch nur das Dienstmädchen."

"Außer Ihnen und dem Ehepaar wohnt niemand mehr in der Wohnung?"

"Nein."

"Empfingen die Eheleute außer Professor Corell gar keine Besuche?"

"Doch, natürlich die alten Bekannten der Familie, sowie Studien- oder Geschäftsbekannte des Herrn erschienen ab und zu zur Besuchszeit."

"Auch Fremde?"

"Ich weiß nicht, Herr Kommissar, wer als fremd anzusprechen ist, da ich die Bekannten des Herrn Doktors ja nicht kenne."

"Wie heißt Frau Doktor Winter mit dem Vornamen?"

"Theodora."

"Wird sie Theodora gerufen?"

"Nein, Doris."

"Nicht auch ab und zu vielleicht — Teddy?"

"Nein, diesen Rufnamen habe ich noch nicht gehört."

"Ist in der Wohnung ein Bild der Frau Doktor?"

"Ja, eine ganze Anzahl. Die große Photographie dort auf dem Schreibtisch ist jüngsten Datums."

(Fortsetzung folgt.)

Gelbkehlchen.

Von D. Feuhner.

Die Erde hat sich von der Mutter Sonne verabschiedet, deren letztes Lächeln die westlichen Wolkenläufe verliert. Ein Buchfinkenbähnchen pikt sein Abendlied, eine Schwarzmajel zeteri ihr warnendes „Pänt — Pänt“, weil sie etwas beobachtet, das ihr verdächtig erscheint, und schwermüthigen Flügelchlagens rauscht ein Kräbengeschwader dem Walde zu, um seine Schlafbäume aufzusuchen. . . . Harmonisch abgestimmte Feierabendkloden verkünden von fern her, daß es Abend geworden, der schaffende Mensch sein Tagewerk vollbracht hat und Tagtiere und -vögel zur Ruhe gegangen sind.

Das ist die Zeit, wo nicht nur die Eulen wach werden, sondern auch das Muck- und Raubwild sich aus seinen Betten bzw. Schlafstätten erhebt, um den Hunger zu stillen, was fast eine ganze Winternacht in Anspruch nimmt.

Auf einer hohen, starken Kiefer steht ein Eichhörnchen, in dessen Mulde ein schlankes, blaugraues Tier zusammengerollt liegt. Durch das Rauschen des Kräbengeschwaders ist es aufgewacht und äugt nun, nachdem es einmal ordentlich geäbnt hat, aus seinen listigen, verschmigten Sehern interessiert um sich. Denn während seines Tagesschlafes hat seine Umgebung, ja, der ganze Wald — oder vielleicht gar die ganze Welt? — ein anderes Aussehen bekommen: alles scheint in blendend weiße Matte eingepackt; Schnee ist gefallen und noch immer rieseln die Federchen der „Himmelsaäne“ mit kaum vernehmbarem Wispern zwischen den Baumkronen hernieder auf den schon völlig bedeckten Waldboden.

Das Tierchen hebt den Kopf und schnogert mit dem kleinen, spitzen Näschen in der Luft herum. Dabei wird ein eidoitergelber, runder Reblfled, das Wappen des Edelmarders, sichtbar. Jetzt schüttelt es sich energisch, daß der Schnee aus dem wunderbaren Fell fliebt, und zieht sich dann wieder in die Nestmulde zurück. Denn noch ist es zu früh — zu hell, um den Raubzug anzutreten.

Endlich find die letzten Vogelstimmen verstummt, der Tag ist gestorben und die schwarze Winternacht hat die Herrschaft angetreten, was ein Räuschen mit schriller Stimme verkündet; denn auch für es bedeutet die Dunkelheit das „Leben“ mit seinen Leiden und Freuden.

Nun wird der Marder wieder hoch, klettert über den Nestrand und betritt einen wogerechten Ast, auf dem er nach einem anderen Baum, von diesem zu einem dritten — und so weiter — forschet. Das Näschen vibriert ununter-

brochen, um heuteverheißende Witterung zu erhalten. Ein kleiner Vogel für den ersten Hunger wäre ihm sehr erwünscht, noch lieber freilich machte er gleich eine lustige, vergnügliche Deke durch die Wipfel der Bäume, hinter seiner Lieblingsbeute, dem Eichhörnchen, her. Aber diese roten Baumäffchen sind, seit er hier residiert — sehr selten geworden, wenn nicht gänzlich verschwunden.

Doch so sehr auch Rase und Seher arbeiten, kann Gelbtehlchen keinen schlafenden Vogel überraschen. Und da sich jetzt auch ein heftiger Wind erhebt, der die Kronen der Bäume saust und rüttelt, läßt es an, ihm in der lustigen Höhe ungemütlich zu werden. Er baumt deshalb ab und setzt auf ebener Erde seine nächtliche Pirsch fort. Lautlos hüpfet er durch den weichen Schnee, der seine charakteristische Spur getreulich aufzeichnet. Der Marsch geht durch den Hochwald, durch eine dichte Schonung, über einen Kahlhag, auf dem frisch gefällte Bäume lagern. Auf einem besonders starken Stamm, der quer über seinem Wege liegt, verbohrt er einige Sekunden und hält Umschau. Da äugt er einen schwarzen Gefellen, der sich suchend zwischen den Stämmen bewegt. Goldtehlchen kennt ihn: es ist Reinede, der Herr v. Malepartus, der nach Speckswarten, Wurtzellen, Brotabfällen und sonstigen Kahlüberresten der Holzschläger den Platz abreviert. Da der Marder nicht das geringste Verlangen hat, dem roten Freibeuter zu begegnen, schlägt er sich wieder seitwärts in die Büsche und setzt seinen Streifzug fort.

Aber Viertelstunde auf Viertelstunde vernebt, ohne daß der geschmeidige Räuber auch nur ein Mäuschen ergattert hätte. Jetzt überquert er einen abgelassenen Fichtzweig und kommt gleich darauf an eine Gruppe hoher Bäume. Gerade im Begriff, hier wieder unterzutauchen, vernimmt er Töne aus der Höhe, die ihm nicht unbekannt sind. „Godelogod—god—god“ klingt es von einem der Bäume herunter. Ringelhals, der Fasanhahn, hat wahrscheinlich einen bösen Traum gehabt und ist darüber aufgewacht, was er durch seinen kurzen Nachtgesang verrät.

Gelbtehlchen verbohrt und äugt interessiert nach oben, wo die herrlichste Beute winkt. Also hier hat der Goldhals sein Nachtquartier aufgeschlagen! Und wie der Tor godelt, als gäbe es nirgends Gefahren für ihn. Der heftige Wind, unter dessen Odem die Bäume rauschen, raunen und ächsen, begünstigt den feindlichen Überfall sehr. Denn das trabende Geräusch, das der Marder beim Aufbaumen mit seinen scharfen, sich in die Rinde grabenden Krallen verursacht, wird von dem Föhn vollständig verschluckt. So kommt Gelbtehlchen denn auch unbemerkt bis in die Krone des einen Baumes, die er vorsichtig abkuckt, ohne jedoch etwas zu finden. Unhörbar klettert er deshalb über einen Quersatz nach einem anderen Baume. Da ruht er plötzlich zusammen, denn ein gar süßer Duft trifft die Schleimbäute seines Naschens. Gierig richtet der Raubedeling seine funkelnden Seher nach der Richtung, aus der die köstliche Witterung strömt, und bald bemerkt er auf einem mächtig starken Ast eine verdächtige Verdickung. Leise steigt er näher und weiß nun bald, daß seine Beute vor ihm lauert. Ohne Zögern und ohne Rücksicht darauf, ob er abstürzt, wagt er den Sprung. Ein erschrockenes, kurzes Aufgucken und ein verworrenes Klumpen stürzt in die Tiefe. Aber trotz des Falles läßt der Marder seine flatternde Beute, die er am Hals gefaßt hat, nicht los, sondern beißt ihr die Kehle durch. Nun schlürft er zunächst den warmen roten Lebenssaft des Opfers, dann schneidet er es an und frißt sich voll bis fast zum Plätschen. Das war mal was im ganzen. Den Rest schleppt er mit fort. Des hohen Schnees wegen ermüdet er aber bald, was ihn veranlaßt, den halbgefressenen Godel einzubuddeln, um ihn in der nächsten Nacht zu versetzen.

Nun setzt der Marder seinen Weg fort. Kilometer auf Kilometer bringt er hinter sich. Inzwischen hat das Schneegeriesel aufgehört, und der Nachthimmel steckt seine Sternkerzen an. Noch ist der Morgen fern, als Gelbtehlchen in hohes Kiefernstangenholz gelangt. Hier baumt es auf und holst dann über die Wipfel noch einige hundert Meter weiter. Bald findet es ein altes Krähenneß. Mit einigen Brankenschlägen wird der Schnee daraus entfernt, dann rollt sich der Marder zusammen, steckt den spitzen Gang zwischen die Hinterkeulen und versucht zu schlafen.

Noch ist es nicht richtig Tag geworden, als der Fortmann, gefolgt von seinem Treff, dem Walde zuschnürt, um in dem weichen Buch der Natur zu lesen. Denn eine jungfräuliche Neue sagt dem Fährtenkundigen, was sich über Nacht in dem Revier ereignet hat.

Die vielen Hasen- und Rebhährten interessieren den Jäger nur wenig. Freudiger betrachtet er schon die Perlenkette Reinedes, die Fährten des Rotwildes. Aber er sucht heute etwas anderes: Sauen will er eintreiben. Plötzlich staut der Mann und betrachtet aufmerksam und mit freudigem Staunen immer zwei und zwei schräg nebeneinander

liegende Fährten im Schnee. Sofort ist er im Walde: Gelbtehlchen ist hier vorübergeblieben.

Nun läßt der Jäger Sauen — Sauen sein und beschleicht sofort, den Edelmarder aussuchen. Dies ist aber lange nicht so einfach, als es aussieht. Manchmal kommt man zwar überraschend schnell zum Ziele, oft aber reicht ein ganzer Tag nicht aus, um auf Pelzmäntel zu stoßen. Doch ganz gleich, versucht muß es werden. Und rüstig folgt der Fortmann der Spur des Marders durch Dick und Dünn, stundenlang. Er findet die Stelle des blutigen Dramas und die Reste des Fasan. Aber weiter und immer weiter zieht sich die doppeltknotige Schnur im Schnee. Endlich endigt sie vor einer starken Kiefer. Der Blick geht hoch, doch kein Nest ist in der näheren Umgebung zu entdecken. Der Reuling würde nun am Ende seines Lateins sein; der erfahrene Spürer findet aber auch jetzt noch die Richtung, die der Marder eingeschlagen hat: kleine Schuppen, Rindenstückchen und Nadeln, die beim Fortholzen herunter auf den Schnee geriselt sind, weisen den Weg, den Gelbtehlchen in lustiger Höhe eingeschlagen hat. Langsam folgt der Mann der kaum merkbaren Spur und befindet sich bald unter einem Baum, in dessen Wipfel ein altes Nest zu sehen ist. Kein Zweifel, der Kreiser steht am Ziel seiner Wünsche. Den Drilling schubberei, gibt er dem Baum einen starken Tritt mit der benagelten Schuhsohle. Aber nichts rührt sich. Sollte es sich doch um einen Trugschluß handeln? Jetzt versucht der Jäger das Letzte: er tritt etwas von dem Baum zurück und sendet eine Schrotgarbe in das Nest. Und wie ein geölter Blick faßt ein dunkles Etwas über den Rand des Reisiggewirrs auf einen Ast und äugt einen Augenblick angstvoll herunter in die Tiefe. In demselben Moment donnert der zweite Schuß. Gelbtehlchen verliert den Halt und plumpst kopfüber hinunter in den Schnee, wo es Treff sofort aufnimmt, sich einmal um die Behänge schlägt und dann stolz seinem Herrn bringt. Erstreckt nimmt dieser den Preis seiner Mühe in Empfang und tritt den Heimweg an.

Der Tod im Fasching.

Von R. Murre.

Es war im letzten Vorkriegs-Fasching, München 1914. Wir hatten uns ganz zufällig zusammengefunden, eine kleine, besonders tolle Gesellschaft. Da war der junge kraftstrobende Maler W., eine unserer größten Hoffnungen. Der kleine rundliche Zeichner S., der in seinen kurzen Hosen wie ein Knabe aussah, im mannhaften Trinken, Singen und verrückten Einfällen aber von keinem übertrroffen wurde. Dann natürlich Emil, dessen ganzer Stolz darin bestand, daß er einmal ein Fortwächter-Examen gemacht hatte, und dabei durchgefallen war. Der bärtige Anarchist M., dessen Liebhaberei zu der Zeit noch unschuldige Schüttelreime waren, der unvergleichliche B., der sich später zum berühmten Ringelnak entwickelte, der Maler U., der mit tödlicher Sicherheit jede Weinflasche umwarf, und der immer torrette B. mit Einglas und unwahrscheinlich baltischem Dialekt.

Drei Nächte und drei Tage hatten wir uns schon in verschiedenen Lokalen und Ateliers herumgetrieben; einige legten sich zwischendurch hin, aber dann traf man sich immer wieder. Am dritten Abend waren wir im Atelier von W. gelandet. Ich weiß nicht mehr, wer plötzlich auf den Einfall kam, jetzt gleich ein großes Maskenfest zu veranstalten. Wie ein Blitz schlug der Gedanke ein. Jeder erhielt seine Aufgabe zugeteilt: für Wein, für ein kaltes Büfett, für Damen und für Musik zu sorgen. Außerdem mußte sich jeder ein Kostüm verschaffen, ganz gleich welcher Art.

Zwei Stunden später war alles fix und fertig. Ein Tisch mit kaltem Imbiß und vorzüglichem Burgunder stand gedeckt. Ein Grammophon schnurrte den damals eben angekommenen Tango, und fünf Schwabinger Damen — Kunstgewerblerinnen, Malweibchen und eine extravagantere lurländische Baronessa — bevölkerten in phantastischen Kostümen das Atelier. Wir selbst hatten uns so toll maskiert, daß kaum einer den andern erkennen konnte. Ich erinnere mich noch an einen wüsten langhaarigen Affen, eine grüne Seeschlange, einen mit bunten Federn bedeckten Kolibri, einen verummten Eskimo und eine wandernde lanabeneige Standuhr mit richtigem Zifferblatt, die entsetzlich schnarrte, wenn man an ihr Gehäuse anstieß.

Es wird gegen zwei Uhr gewesen sein — das Fest war im tollsten Gang — als sich plötzlich die Tür aufst, und in der schwarzen Öffnung ein grausiges Phantom erschien: der Tod. Mit weißem Knochengesicht, weißem Totenkopf, die Sichel über der Schulter, stand er unheimlich grinsend da.

Die Damen schrien auf, und ich gestehe, auch mir lief der Schreck wie ein kalter Eiskumpen über den Rücken. Nur der nie zu verblüffende kleine S. hatte die Geistesgegenwart, ein Glas mit Wein zu haken, auf den ungo-

betonen Gast ausgeben und es ihm mit einem köstlichen
Kraut zu überreichen: „Willkommen, Herr Tod! Auch du
sollst was zum Trinken haben!“

Der Tod nahm das Glas in seine knöchernen Finger und
leerte es mit einem Zug. In diesem Augenblick fing die
Standuhr an fürchterlich zu schnarren. Der Tod ging mit
schlüpfenden Schritten auf sie zu, berührte ihren Zeiger und
sagte dumpf: „Du sollst nicht mehr gehen!“ Raschend ver-
suchte die Standuhr erst recht den großen Zeiger zu drehen.
Da brach er ab und sie verstummte plötzlich.

Der Tod ging zur Tür, wandte sich noch einmal drohend
um und sagte mit tonloser Stimme: „Ihr tanzt hier zum
Lebtenmal!“ Nach diesen Worten war er spurlos ver-
schwunden.

Wir haben nie erfahren, wer sich als Tod maskiert
und sich diesen geschmacklosen Scherz erlaubt hatte. Wir
tanzen wohl noch weiter, aber die ausgelassene Stimmung
war verloren, und das Fest kam nicht mehr recht in
Schwung.

Die Standuhr sah mit leerem Zifferblatt traurig in
einer Ecke und rührte sich nicht. Es war der junge kraft-
strotzende Maler W., der noch im selben Jahr an der West-
front fiel.

Hygiene und Heilkunde

Neues vom Herz-Hormon. Seit langem ist die Tatsache
bekannt, daß ein aus dem Wirbeltierkörper entferntes Herz
selbstständig weiter zu schlagen vermag, daß also sämtliche
Bedingungen für den spontanen Herzschlag in dieses Organ
selbst gelegt sein müssen. Man vermutete auch schon seit
geraumer Zeit, daß der Anstoß für die Herzbewegung einen
chemischen Reiz darstellt. Es fehlte aber bis in die jüngste
Zeit ein näherer Einblick in das Wesen der Herzei-
gung, und erst vor kurzem haben ein Brüsseler Physiologe
und der Innsbrucker Biologe Haberlandt unabhän-
gig voneinander die Entstehung der Herzbewegung ge-
klärt. Haberlandt gelang es, im obersten venösen Anteil
des Froschherzens einen Erregungsstoff nachzuweisen, der
als das auslösende Moment für den Herzschlag angesehen
werden muß und von ihm als Hormon der Herzbewegung
oder „Herz-Hormon“ bezeichnet wurde. Prof. Haberlandt
teilt nun im neuesten Heft der „Naturwissenschaften“ neue
Ergebnisse mit, die bei den Untersuchungen dieses so über-
aus wichtigen Stoffes gewonnen worden sind. Es zeigte
sich, daß der Herzerregungsstoff in absolutem Alkohol lös-
lich ist, daher kein Eiweißkörper sein kann. Im Äther ist
das Herz-Hormon unlöslich, stellt also auch keine Lipoid-
substanz dar. Ferner hat sich das Hormon als hitzebeständig
erwiesen, da Aufkochen der wässrigen Extrakte ihre Wirk-
samkeit nicht aufhebt. Das Adrenalin, das Hormon der
Nebenniere, wirkt ganz wie der Herzerregungsstoff, ist aber
mit ihm nicht identisch und ist auch sicherlich nicht dem von
D. Poewi entdeckten sympathischen, fördernden Herznerven-
stoff gleichzusetzen. Die Frage, in welchen Gewebeteilen das
Herz-Hormon erzeugt wird, ist von Haberlandt dahin beant-
wortet, daß der Herzerregungsstoff in der spezifisch differen-
zierten Muskulatur jener Herzteile entsteht, die das Ver-
mögen eigener Automatie besitzen. Es ist also hauptsächlich
der oberste venöse Anteil des Herzens, der sogenannte
Sinusnoten des Warmblüterherzens, als der Ort der
normalen Herzeizeugung anzusehen. Die Auffindung des
Herz-Hormons schafft die Möglichkeit, diesen Stoff in abseh-
barer Zeit auch für klinische Zwecke zu verwenden. Dies
wird dann geschehen, wenn der Herzerregungsstoff in ge-
nügender Reinheit und Menge sich aus Herzen großer
Schlachthausiere herstellen lassen. Dann wird ein
physiologisches Herzmittel vorhanden sein, das als natür-
licher Förderer der Herztätigkeit auftritt und gegen die
bisher angewendeten Herzgifte einen großen Vorteil
gewähren wird.

Operative Heilung der Lungentuberkulose. Eine beson-
dere Sensation brachte die Tagung der Rotgemeinschaft der
deutschen Wissenschaft in Karlsruhe, die eine große Kund-
gebung veranstaltete, in deren Rahmen der hervorragende
Chirurg, Geh. Rat Prof. Dr. Sauerbruch, einen Vortrag
über „Fortschritte der Chirurgie, insbesondere operative
Behandlung der Lungentuberkulose“ hielt. Dr. Sauerbruch
wies an Hand historischer Betrachtungen nach, wie sich der
Gedanke, tuberkulöse Lungentrakte, bei denen klimatologische
und diätetische Behandlung nicht mehr hilft, durch be-
stimmte Operationen zu heilen, entwickelt hat. Der Grund-
gedanke aller hierbei gehörigen chirurgischen Eingriffe ist
die künstliche Erzeugung von Schrumpfungsvorgängen. Hier-
bei sind die verschiedensten Methoden möglich: Einblasen

von Luft in den Raum zwischen Lunge und Rippenwand,
durch Einengung des ganzen Brustkorbes durch Ribbender-
klüzung, durch Einfügen von Fremdkörpern, die einen Druck
auf die Lunge ausüben und durch künstliche Lähmung des
Zwerchfellmuskels. Durch zweckentsprechende Anwendung
dieser Eingriffe ist es Dr. Sauerbruch bei einer Zahl von
rund 1000 Operierten gelungen, etwa 35 bis 40 Prozent
Schwer- und Schwerkranker mit einseitiger Tuberkulose zu
heilen. Weitere 30 bis 40 Prozent wurden erheblich ge-
bessert und wieder arbeitsfähig gemacht. Man darf darauf
vertrauen, daß die Erwartungen, die Dr. Sauerbruch an die
weitere Verbreitung seiner Methoden stellt, sich erfüllen
werden, kennt man ihn doch aus seiner Tätigkeit während
und nach dem Kriege als einen der erfindungsreichsten und
mit den Mitteln der Chirurgie den physiologischen Not-
wendigkeiten in genialer Weise entgegenkommenden
Chirurgen.

Welt u. Wissen

Das Mindestalter der Erde. Die Frage nach dem Alter
der Erde hat in letzter Zeit besonders lebhaft die Gelehrten
beschäftigt und zu verhältnismäßig genauen Angaben ge-
führt. Auf Grund der mechanischen Wärmelehre hat Prof.
Ottomar Schmiedel diese Frage jetzt unter Berücksichtigung
der neueren Ergebnisse geophysikalischer Forschungen be-
handelt, worüber in den „Naturwissenschaften“ berichtet
wird. Diese Bestimmung des Erdalters wird dadurch er-
schwert, daß genaue Daten über das Verhalten der Materie
bei hohen Temperaturen fehlen. Trotzdem bieten die mechani-
schen Wärmeprozesse die Möglichkeit, sich über die unge-
heuren Zeiträume, die in der Erdentwicklung verfloßen sind,
ein richtiges Bild zu machen und den jetzigen Wärmezu-
stand der Erde zu erkennen. Da das Radium und die
radioaktiven Substanzen in der Erdkruste einen Faktor dar-
stellen, der den Abkühlungsprozeß verlangsamt, so können
die von Schmiedel gefundenen Zeiten nur als Mindestzeiten
angesehen werden. Die Wirkung des Radiums wird be-
sonders in der letzten Entwicklungsepoche, d. h. bei der
Bildung der Meere zum Ausdruck kommen. Die Ergebnisse
Schmiedels sind nun die folgenden: 1. Die Mindestzeit, die
verfloßen ist, seit die Erde ihre Höchsttemperatur besaß, be-
trägt sich auf 1000 Millionen Jahre. 2. Die Mindestzeit, in
der sich die Erdkruste bildete, beträgt 800 bis 1000 Mil-
lionen Jahre. 3. Die Mindestzeit der Bildung der Meere
ist mit 300 Millionen Jahren anzusehen. 4. Der Erdburch-
messer war bei Beginn der Rindenbildung 360 bis 400 Kilo-
meter, bei Beginn der Meeresbildung 120 bis 130mal
größer als jetzt. 5. Die Abkühlung der Erde erstreckt sich
zurzeit auf das äußere Zehntel des Erdradius; für die
inneren neun Zehntel herrscht noch die Höchsttemperatur, die
etwa 1700 Grad beträgt. 6. In etwa 40 bis 45 Kilometer
Tiefe beträgt die Temperatur etwa 1260 Grad, entspricht
demnach der Temperatur, in der die meisten Gesteine bei
normalen Druckverhältnissen schmelzen.

Blumen, die sich „nicht riechen“ können. Eine für das
Seelenleben der Pflanzen sehr bedeutsame Feststellung wurde
auf einem Kongreß der Botaniker von Dr. Malvejan ge-
macht. Durch Vorführungen einzelner Pflanzen wies er
nach, daß Feindschaft nicht nur in dem Verhältnis zwischen
Menschen und Tieren bestünde, sondern daß auch die Blumen
Feindschaft gegeneinander hegen können. Ja, gewisse
Blumen haben gegeneinander eine derartig unüberwindliche
Abneigung, daß sie sich sogar dem vom Mikroskop unbe-
waffneten Auge offenbart. Sie können sich tatsächlich „nicht
riechen“, wie wir ja auch von zwei Menschen sagen, die mit-
einander verfeindet sind. So können sich z. B. die Rose
und Reseda nicht ausstehen. Man braucht sie nur mit
anderen Blumen in einem Strauß zusammenbinden und in
ein Glas Wasser zu stellen. Schon nach einer halben Stunde
kann man sehen, daß Rose und Reseda sich wie Ringelwürmer
eng umschlingen halten und wellen, während die anderen
Blumen frisch und leblich sind wie zuvor. Auch die Mal-
blumen leben in wilder Feindschaft mit anderen Blumen,
die sie mitteillos töten. Dagegen empfinden die Nelken
und die Sonnenblumen eine lebhaftige Sympathie fürein-
ander. Wer hätte das geglaubt, daß es duftende Blumen
gibt, die sich — nicht riechen können? Nach diesen Dar-
stellungen wird auch manches Vorkommnis im häuslichen
Kreise erklärlich. Jeder wird schon die Wahrnehmung ge-
macht haben, daß manche Blumensträuße in der Vase nicht
zusammensinken oder sich stark verwirren. Man wird
also in diesen Fällen an die Feindschaft der Blumen denken
müssen. Außerdem gibt es aber auch Freundschaft unter
den Blumen.